

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Lebhafter Jahrgang.

88.

Sonntabend, 4. Novemb.

1837.

Die Bettler in England.

Das Betteln ist in England oft ein sehr einträgliches Gewerbe, besonders wenn es systematisch und mit Ausdauer betrieben wird. Ein tüchtiger Bettler von Profession kann Frau und Kind bequem ernähren, und bei einiger Sparsamkeit vielleicht sogar ein Kapital zusammensparen. Die Frau eines Predigers an einer der deutschen Gemeinden in London hatte eine Köchin, mit der sie sehr zufrieden war. Die Person war sehr ordentlich, und mochte sich während ihrer mehrjährigen Dienstzeit einige Pfund Sterling zusammenspart haben, die sie endlich mit Herz und Hand einem Manne zubrachte, der in einem ziemlich entfernten Stadtviertel wohnte. Nach mehreren Monaten führte der Zufall Mistress S. in die Nachbarschaft, und es fiel ihr ein, einmal nachzusehen, wie es der Frau gehe. Sie fand sie in einem ganz reputirlichen Hause im zweiten Stok, wo sie mit ihrem Manne zwei Zimmer nach der Straße zu bewohnte, die recht hübsch meublirt waren und ganz komfortabel aussahen. Der Mann war eben nicht daheim, doch nach einigen Minuten trat ein Mensch ein, dessen Lumpen kaum als eine „Entschuldigung für die Abwesenheit von Kleidern“ gelten konnten. Den rechten Fuß hatte er hoch aufgeschwänkt und das Knie mit einem Stelzbein unterstützt, so daß die Kräfte unter dem Arm den Lahmen nur vervollständigte. Ohne sich aufzuhalten, ging er, einen guten Morgen wünschend, sogleich in das nächste Zimmer und schloß die Thür hinter sich. Mistress S., schon nicht wenig durch die Erscheinung befremdet, erkannte noch mehr, als sie hörte, daß dies der Ehegatte ihrer ehemaligen Köchin sei. Auf ihre Frage nach seinem Gewerbe erhielt sie zur Antwort, er sei „ein Bitter“ und nähre sich recht gut. Er habe es sich zur Regel gemacht, jeden Tag durch vierzig Straßen zu wandern, und es müsse schon eine sehr schlechte Straße sein, wo man ihm nicht einen Penny gebe. Wenn er seine Runde vollendet habe, so bringe er gewöhnlich vier bis sechs

Shillinge nach Hause, häufig auch noch mehr, selten aber weniger. Selne „Einkünfte“ betrügen daher im Durchschnitt mehr als zwischen 30 u. 40 Shillinge (15 bis 20 fl.) die Woche. Sie, die Frau, verdient mit Handarbeit, die ihr Mann ins Haus bringe, gewöhnlich noch an 20 Shillinge dazu, so daß sie mehr hätten als sie brauchen. Ich habe diese Geschichte von Mistress C. selbst, doch ist dieser Bettler keineswegs der einzige Glückliche seiner Art, so wenig wie seine Art die einzig einträgliche ist. Wer in London gewesen ist, wird in den meisten lebhaften Straßen an den sogenannten Kreuzungen, wo die Trottoirs von Quergassen unterbrochen werden, einzelne zerlumpte Individuen angetroffen haben, die dort förmlich stationär sind, und bei gutem, wie bei schlechtem Wetter die Straße von einem Trottoirende bis zum gegenüberliegenden segnen oder mindestens zu segnen vorgehen, und dafür die Erkenntlichkeit der Fußgänger in Form eines Almofens in Anspruch nehmen. In Regentstreet, Piccadilly, Dyfordstreet, Bondstreet u. s. w. sind diese Fegerposten vorzüglich während der Saison äußerst einträglich, zumal da außer den gewöhnlichen kupfernen Pennystücken auch sehr oft silberne Sechspennies, und von eleganten Reitern wohl gar Shillinge für Pferdehalten dabei abfallen. Eine „gute Eke“ gilt daher als eine ordentliche Versorgung, mit der nicht nur Handel getrieben, sondern die auch zuweilen vom Vater seiner Tochter als Aussteuer mitgegeben wird; denn daß einer dem andern sein „Recht“ streitig machen sollte, dürfte kaum vorkommen. Im Jahr 1829 starb in der City ein alter Mohr, dessen Gesicht Jedermann kannte, der auch nur gelegentlich vom Westende aus die Börse besuchte. An der Eke, wo er die Straße setzte, wohnte eine mildthätige Lady, die ihn regelmäßig jeden Sonntag in ihr Haus rufen und ihm ein Mittagessen geben ließ. Sie wunderte sich schon, den Alten bereits mehrere Tage nicht mehr gesehen zu haben, als eines Morgens ein Paar Leute zu ihr kamen und ihr seinen Tod anzeigten, mit dem Bemerkten, er habe sie zur Erbin eingesetzt; er habe weder Verwandte noch Freunde außer ihr gehabt, und daher habe er ihr denn sein ganzes Vermögen, 800 und einige Pfund Sterling vermacht. Die Sache ist sehr erklärlich, so wie es überhaupt notorisch ist, daß viele solcher Feger Geld in den Banken liegen haben. Wer sich die Mühe nehmen wollte, nur zu beobachten, wie viele Personen den Tag über diesen Menschen etwas geben, würde sich leicht überzeugen, daß sie sehr häufig weit mehr als 10 Shillinge während ihrer „Amtsstunden“ einnehmen müssen. Wenn sie sich nun auch wohl später am Abend aus ihren Lumpen zum Gentleman herauspuzen und sich im Essen u. Trinken gütlich thun, so steht zu bezweifeln, ob die einigermassen Ordentlichen unter ihnen die Hälfte ihrer Einnahme ausgeben. Es ist daher nichts weniger als unmöglich, daß eine gute Eke ihren Inhaber in Stand setzen sollte, hundert Pfund Sterling im Jahr bei Seite zu legen.

Außer diesen Fegern gibt es eine andere Klasse von Bettlern, die häufig „Holzhändler“ stylisirt werden. Dies sind Leute, die ihr Gewerbe durch zehn oder zwölf Schwefelholzer beschönigen, welche sie auf leicht verständliche Weise zum Verkauf ausbieten. Sie treiben sich meistens in den bessern und fashionablen Theilen der Stadt umher, und nehmen an den Staketten der Souterains, wo sich stets die Küchen befinden, hauptsächlich das Mitleid der Domestiken in Anspruch. Gewöhnlich sind sie regelmäßige Kunden und halten ihre

Bahn so pünktlich tane, daß sie fast immer an dem nämlichen Tage der Woche wieder auf den nämlichen Platz kommen. Sie kennen daher ihre Leute genau, und wo es ihnen auch nicht gelingt, durch die Dienstkoten die Hände und Börsen der Herrschaften in Bewegung zu setzen, da sind doch die Köchinnen oder Haushälterinnen meistens so barmherzig, ihnen ein Stück Fleisch oder dergleichen zuzustelen, wovon natürlich ein sehr geringer Theil für ihren Appetit hinreicht, während der große Ueberschuß bei bestimmten Abnehmern in Geld verwandelt wird. (Beschluß folgt.)

Eigene Art, Schneiderrechnungen einzukassiren.

Ein eleganter junger reicher Franzose lebte einige Zeit in London und nahm einen englischen Schneider, den ersten in London, an, der die Aristokratie kleidet. Dieser Schneider ist sehr reich, hat eine Villa mit wohlriechenden Gewächshäusern und grünen Parks; seine großen Werkstätten sind abgetheilt wie ein Ministerium; seine Gesellen nennt er seine Beamten und wenn er Jemanden das Maß zu nehmen hat, fährt er stets in eigener eleganter Equipage vor. Der junge Franzose wurde gut von ihm bedient und da er nicht gewohnt war, Schulden zu machen, hat er sich seine Rechnung aus-

„Der Herr scherzt wohl,“ antwortete der erstaunte Schneider. „Ist der Herr mit mir nicht zufrieden? Die Rechnung? Nie.“

Der Schneider entfernte sich; der junge Franzose hat mehrmals von neuem, aber immer vergebens, um seine Rechnung.

Nach langer Zeit erschien endlich ein Mann des Gesetzes im schwarzen Anzuge und sagte, der berühmte Schneider habe Bankerott gemacht und die Gläubiger trieben die ausstehenden Forderungen desselben ein.

Der junge Franzose wunderte sich gewaltig und bezahlte.

Eine Viertelstunde nachher erschien indeß Frank, der reiche Schneider, heiter und von demselben Luxus umgeben, selbst.

„Herr Frank,“ redete ihn der Franzose an, „ich habe eben gehört . . . ich bedaure vom Herzen . . .“

„Was? . . . Ach, ich verstehe . . . Da habe ich die schönsten neuesten Besenzeuge; ist Ihnen etwas gefällig davon?“

Der Franzose konnte sich von seinem Erstannen gar nicht erholen, bis der Schneider ihm das Räthsel lösete.

„Die englische Aristokratie,“ sagte er, „hat einen besondern Stolz und eine ganz eigenthümliche Ansicht von den Dingen; so hält sie es z. B. für einen großen Verstoß gegen die Schicklichkeit, wenn man sie um die Bezahlung für etwas angeht. Ein Schneider, der eine Rechnung übergibt, verliert einen Kunden. Man bezahlt ihn und läßt nichts wieder bei ihm arbeiten. Die Sache ist bedenklich. Was thut der gewandte Schneider? Er macht Bankerott, läßt seine Gläubiger zusammen kommen und trägt einem derselben auf, die ausstehenden Schulden einzukassiren. Der Stutzer, der den Schneider nicht bezahlt haben würde, bezahlt ohne Schwierigkeit einen Mann, den er nicht kennt.“ Aus diesem Grunde macht auch Herr Frank regelmäßig alle zwei Jahre ein Mal Bankerott, bleibt aber natürlich trotz dem sehr reich und hat den größten Kredit. So umgeht man die Schwierigkeit.

Straßenbeleuchtung in England.

In einem Aufsatze von Méry: „Eine Sommernacht in London,“ heißt es über die nächtliche Erleuchtung dieser ungeheuren Stadt: Es ist ein unvergleichliches Schauspiel, diese Gaderleuchtung von zwanzig Meilen, die wahrhafte Wirkung eines Traumbildes. Es ist möglich, daß der einheimische Engländer niemals diesen zweiten Anblick Londons gehabt hat, denn im Allgemeinen kennt Niemand schlechter ein Land, als der, welcher es bewohnt; aber der Fremde faßt leicht alles Neue auf, das dem Eingebornen entgeht. — Keine Stadt in der Welt ist mit London in Bezug auf nächtliche Sicherheit zu vergleichen. Alle Straßen sind hier gleich den Sälen eines Palastes erleuchtet; man wandelt in einem beständigen Gaslichte, und der Geist erschrickt bei der Berechnung, was dieses wunderbare unterirdische Werk von Arterien und Adern, welche den Tag und das Leben in der unermesslichen Stadt wieder ansuchen, zu schaffen und zu unterhalten kostet. Ganz England ist auf dieselbe Weise für seine Nächte besorgt: Städte, Flecken, Brücken, Landstraßen, überall dieselbe reiche Erleuchtung. In den Ländern, wo die Sonne fast nur dem Namen nach bekannt ist, wo der Mond und die Sterne unnütze Behelfe sind, ist es nicht zu verwundern, daß man jene künstlichen Sterne zu Myriaden vermehrt hat, um der geizigen Natur zu beweisen, daß man ihre Gaben entbehren kann, wenn man in England ist und Steinkohlens-Gruben zur Hand hat. Gott gebe, daß die Gruben sich nicht erschöpfen! Albion würde erlösen.

Etwas über die jezigen Damenhüte.

Der galante Verfasser eines galanten Artikels: „über die Pariser Damen und ihre Moden,“ in einer Pariser Zeitschrift, zieht im Nachstehenden sehr heftig gegen die Mode der Damenhüte zu Felde. „Es ist,“ sagt er, „ein sehr ernster Krieg, der gegen den Damenhut geführt werden muß; seine Gestalt verbirgt, zum eignen Nachtheil der Koletterie, einen sehr interessanten Theil des Gesichts, zu dessen Verschönerung er doch im Grunde bestimmt ist. Die Ohren versteckt er ganz und vernichtet die Grazie der Wangen. Unsere Vorfahren verstanden sich weit besser auf das, was der Schönheit förderlich und vortheilhaft ist. Callot's Signora Lavinia trägt auf dem Scheitel nur einen kleinen spizigen Hut mit breiten Rändern, der nicht bis an das Gesicht reicht. Die Damen des 18. Jahrhunderts stülpten zwar auch noch einen Hut auf ihr mächtiges, wolkenschwangeres Pudergebäude, allein nie würden sie es zugegeben haben, daß ihr Kopfsputz den Gesichtswinkel mit in Beschlag genommen hätte. Und merkwürdig genug, dieser Damenhut weiß gerade, sowie der runde Hut bei den Männern, seine lange Oberherrschaft zu behaupten und tyrannisiert ein Geschlecht, dem doch sonst die Revolutionen nicht schwer fallen. Man erinnere sich nur einmal an eine Toilette, wie sie noch vor zehn Jahren bestand; da sah man Moden aus einfacher Seide mit engen und kurzen Röcken, mit dünnen Fichus und ärmlichen Pelserinen. Allein über Nacht hatte ein großartiger Stil, ein Widerschein des Mittelalters die brodirten und blumendurchwirkten Zeuge und die reichen, mit eleganten Stikereien garnirten

Halskragen zu Tage gefördert; die Lyoner Fabrikanten verliehten sich in die im Staube vermoderten Vorhänge alter Schlösser, übten sich an den Lehnen alter wurmfressiger Stühle und schufen so recht con amore die Zeuge à la Pompadour, à la Montespan, à la Sevigné. Die Nähterinnen drapirten Sallien mit starken Falten und machten sie dadurch schlank; die Juwelierkunst sogar warf ihre leichte Arbeit in den Schmelztiegel und befließ sich eifrig der Nachahmung schwerer Kleinodien, dergleichen man am Hofe Ludwig XIV. zu sehen gewohnt war. Diese Revolution ist bereits abgeschlossen, nur der Hut ist noch zurückgeblieben, gleich einem Prätendenten, der nie abdankt.“

Nationaleigenthümlichkeiten der Engländer und Franzosen.

Der Engländer ist stolz, der Franzose eitel. Der Franzose sagt mehr als er denkt, der Engländer denkt mehr als er sagt. Der Franzose ist ein vornehmlicher Bekannter, der Engländer ein guter Freund. Der Franzose ist unternehmend, der Engländer unermüdetlich und ausdauernd. Der Franzose hat mehr Witz, der Engländer mehr Urtheilskraft. Beide sind tapfer, aber der Engländer kämpft kaltblütig, der Franzose hitzig. Der Letztere greift Alles an, der Erstere läßt sich von nichts zurüktreiben. Der Engländer scheint im Gespräche eine Meise zu machen, der Franzose dagegen einen Spaziergang. Ein Gespräch mit dem Einen ist belehrender, mit dem Andern unterhaltender. Wenn ein Engländer etwas kostet, so sagt er, es hat einen angenehmen Geschmack, der Franzose dagegen beschreibt jede Empfindung, die er im Munde und der Kehle hat, von der Zungenspitze an bis in den Magen hinunter und weiß zu Allem einen Vergleich und ein Bild. Ein Engländer muß einen großen Vorrath von Sabeln und Messern haben, um dieselben mit jedem Teller wechseln zu können; ein Franzose braucht dagegen nur ein Paar, ist damit zehnerlei Speisen, benutzt das Messer auch noch als Salzlöffelchen &c. Ein Engländer muß in seinem Hause zwei Zimmer haben; der Franzose kommt sehr wohl mit einem aus, ist darin, empfängt Besuche da und schläft am Ende auch darin. Ein verheiratheter Engländer braucht dagegen nur ein Bett, während ein Franzose durchaus zwei haben muß. Im Allgemeinen ist der Engländer geneigt, sich dem Gesetze zu fügen, aber der Militärmacht sich zu widersetzen; das Gegentheil gilt von dem Franzosen.

Wie hoch?

Zu einem Tagwerker, der damit beschäftigt war, eine auf der Strafe abgeladene Klasten Holz in das Haus zu tragen, trat der Nachbar und fragte: „Wie hoch kommt das Holz?“ — „Drei Stoß hoch!“ antwortete der Gefragte.

Vorschrift.

Zwei Leute stritten sich: „Ich habe mir nie,“ rief der Eine, „etwas vorschreiben lassen.“ — „Ei,“ versetzte der Andere, „da hast du deinem Schreibmeister viel Noth gemacht.“

Scherz - Räthsel.

Nennet den Ort mir,
Sagt durch ein Wort mir:
Petrus gehörte dir.

Fr. Wild.

Auflösung der Scherz - Charade in No. 86: Gefahr.

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Mignon-Zeitung.

T r i e s t. Für das Jahr 1838 wird hier eine neue deutsche Zeitschrift angekündigt. Sie wird den Titel führen: „*M r i a*, süddeutsches Centralblatt für Kunst, Literatur u. Leben.“ Herausgeber ist Hr. Johann Marenich, Redakteur der als Schriftsteller ehrenvoll bekannte J. Löwenthal. Der Prospektus verspricht Interessantes u. vom Redakteur ist Tüchtiges zu erwarten.

B u n t e s a u s P a r i s. Der Hauptredakteur der legitimistischen Gazette de France, Herr Genoude, der vor einiger Zeit in den geistlichen Stand getreten ist, gibt eine neue französische Uebersetzung der Kirchenväter unter dem Titel: „*Les pères de l'eglise, traduits en Français* heraus, wovon bereits der erste Band erschienen ist. — Hr. Carnot hat vor Kurzem die Memoires des aus der französischen Revolution als eifriger Republikaner bekannten Bischofs von Blois, Gregoire, sammt seiner Biographie herausgegeben. Das Werk führt den Titel: „*Mémoires de Grégoire, précédés d'une notice historique, par M. H. Carnot.*“ 2 Bände. Der Biograph befolgte im strengsten Sinne des Wortes den Ausspruch: „*De mortuis nil nisi bene*“, denn man findet durchaus keinen Tadel. — Im Jahre 1826 führte in Rouen alle Tage eine Dame ein

junges hübsches, aber kränkliches Mädchen in die Kirche und wenn sie aus der Messe kam, gab sie einem armen an der Kirche stehenden Bettler ein Almosen. Nach das junge Mädchen legte eine Gabe in die Hand des Bettlers, indem sie sagte, er möge für sie beten. Viele Jahre lang erhielt so der Bettler täglich seine Gabe; endlich aber blieb er aus und man glaubte, er sei gestorben. Vor einigen Tagen nun war in der Stadt eine zahlreiche Gesellschaft wegen der Unterzeichnung eines Heirathskontraktes beisammen. P., ein reicher Gutsbesitzer, wollte sich mit jenem Mädchen, Anastase L., vermählen, die jetzt in Folge der Ereignisse von 1830 ganz arm ist. Eben als der Notar den Verlobten die Feder reichte, erschien ein Landmann, den Niemand kannte und den Niemand eingeladen hatte. Ohne eine andere Erklärung zu geben, trat derselbe zu dem Notar, legte 30,000 Franke in Banknoten auf den Tisch und sagte: „Schreiben Sie, daß Fräulein Anastase L. ihrem Gatten 30,000 Frks. als Mitgift zubringe. Der arme Bettler von der Kirchenthüre gibt seiner edeln Wohlthäterin das Geld zurück, das sie ihm geliehen.“ Alle staunten und der Mann fuhr fort: „Ich hatte mir eine kleine Summe von den Almosen erspart und kaufte mir davon ein Feld. Dies bearbeitete ich selbst und erhielt reiche

Ernt
aber i
lassen
zu den
geword
werde
Hochze
junges
liebten
war b
paar
in die
Geistl
gonnen
auf w
sollte
sich au
the d
riß, d
unglück
nannte
sere
dies
den ju
beruh
die Z
samer
nicht
hübsch
anderr
gam
eibige
liebte
bemäc
dauer
sänfti
zum
nun
Geistl
schwer
wollte
Trau
vielen
dazu
lieu
den 7
zurück

Erkän. Mein Vermögen nahm zu, aber ich habe keinen Tag vorübergehen lassen, ohne an meine Wohlthäterin zu denken. Ich wußte, daß sie arm geworden, ich wußte, daß sie heirathen werde und hin gekommen, um ihr mein Hochzeitgeschenk zu bringen.“ — Eine junge Grisette gab ihre Hand dem Geliebten. Die bürgerliche Verbindung war bereits geschlossen und das Brautpaar begab sich mit vielen Bekannten in die Kirche St. Mery zu Paris. Der Geistliche hatte sein Amt bereits begonnen und sprach eben die Frage aus, auf welche das bindende „Ja“ folgen sollte, als plötzlich ein junger Mann sich auf Sophien, die Braut, stürzte, ihr den Brautkranz aus den Locken riß, denselben mit Füßen trat u. die unglückliche Sophie eine Meineidige nannte. Die Braut konnte nichts Besseres thun, als in Ohnmacht fallen; dies geschah. Unterdessen nahm man den jungen Mann fest, der sich bald beruhigte, und nach einiger Zeit sollte die Ceremonie weiter gehen; aber seltsamer Weise waren die Störungen noch nicht zu Ende, denn nun erschien ein hübsches nettes Blumenmädchen von der andern Seite und nannte den Bräutigam öffentlich einen Verräther u. Meineidigen. Sie ließ, als verlassene Geliebte, ihre ganze Wuth aus. Man bemächtigt sich endlich auch ihrer, es dauerte aber lange, ehe man sie besänftigen konnte. So war die Ruhe zum zweiten Male hergestellt, aber nun kam ein dritter Aufenthalt. Der Geistliche, der an diesen Austritten schweres Aergerniß genommen hatte, wollte sich durchaus entfernen und die Trauung nicht verrichten. Erst nach vielem Zureden und Bitten ließ er sich dazu bewegen. — Zu Belleville (Banlieu von Paris) kehrt am Samstag den 7. Oktober ein Sohn nach Hause zurück und ist mit seiner Mutter zu

Nacht. Nach dem Essen fordert er auf die roheste Weise Geld von ihr und droht, auf ihre Antwort, daß sie keines habe, sie zu tödten, wenn sie ihm nicht sogleich das Geld geben würde, das sie, wie er weiß, in ihrem Sekretär verschlossen und das bloß aus 50 Franken, die zur Bezahlung des Niechzinses bestimmt waren, bestand. Der unnatürliche Sohn versucht den Sekretär zu erbrehen; die Mutter widersteht sich. Da nun ergreift er ein Messer, das auf dem Tisch lag, und stößt es eifmal seiner Mutter in die Brust! . . . Die Wunden sind tief und man zweifelt an dem Leben dieser Unglücklichen, die schon mehrere Male auf das Furchterlichste von ihrem eigenen Kinde gemißhandelt worden ist. Qui heißt dieses Ungeheuer. Derselbe befindet sich in den Händen der Gerechtigkeit. Als er verhaftet wurde, wollte er Alle tödten, die um ihn standen und bedauerte nur, daß es ihm nicht gelungen war, sich des Geldes zu bemächtigen.

Ulm. Ein Vorfall macht unter dem Militär viel zu sprechen. Vor ein Paar Tagen nämlich schossen sich zwei Lieutenants, die sich auf dem Straußschen Ball wegen einer Kleinigkeit entzweit hatten. Lieutenant v. Mikhkau wurde durch den Unterleib geschossen, und liegt noch auf den Tod darnieder. Sein Gegner war Lieutenant v. Reischach.

London. Ein englischer Taucher hat kürzlich die größte Aufmerksamkeit erregt. Mit einem von ihm erfundenen Apparate konnte er eine Stunde auf dem Grunde des Bosporus bleiben; auch legte er dem Sultan einen Plan vor, die in dem Meere begraben liegenden Schätze und Kanonen herauszuschaffen.

Halle. Das hier neuerbaute Schauspielhaus wurde am 15. Oktober,

dem Geburtstage des Kronprinzen, mit Konzert und Ball eingeweiht.

Lokal: Zeitung.

Morelly-Ball. Wir machen unsere geehrten Leser und Lesereinen wiederholt aufmerksam, daß morgen, Sonntag, den 5. Novemb. in unsem Redoutensalen die große brillante Redoute stattfindet, wobei der rühmlich bekannte Kapellmeister Hr. Franz Morelly aus Wien persönlich das Orchester dirigiren wird. Herr Morelly wird nicht nur seine eigenen gelungensten Kompositionen, unter welchen besonders der *Cauchasolopp* und das große *Potpourri*, „*Du festes aus der Zeit*“, die in Wien allgemeine Sensation erregten, sondern auch die beliebtesten Musikstücke anderer Meister vortragen. Außerdem wird auch die treffliche Musikbande des löblichen k. k. Infanterie-Regiments Freiherr v. Rothkirch mitwirken und von diesen vereinten imposanten Kräften läßt sich wohl ein Genuß seltener Art erwarten, wozu auch noch die trefflichen Arrangements des Hrn. Pächters Emmerling wesentlich viel beitragen werden. Der allein Anschein nach große Besuch einheimischer und fremder Ballliebhaber, das Gewühl der Masken, das Gepränge verschiedener Kostüme werden wohl den Reiz und das Interesse dieser Unterhaltung erhöhen.

Toilettes-Literatur.

Der Schönheitsfreund. Handbuch für Damen zur Belehrung in der Kunst, die Schönheit zu erhalten, zu erhöhen, die mangelhafte zu erzeuhen und die verlorne wieder herzustellen. Nebst Anweisung zur Verfertigung der nöthigen Schönheitsmittel. Vom Professor W. E. Hermann. Dritte Auflage. Pesth 1837. Verlag von E. A. Hartleben.

Die schönen Lesereinen finden in diesem angenehmen und nützlichen Werkchen einen wahren Schatz für ihre Toilette. Zwei ihnen gewiß wichtige und theure Dinge: Schönheit

und Gesundheit, werden hier in ihren mannigfaltigen Stadien aufgenommen und mit Umsicht u. großer Sachkenntniß behandelt. Die Damen können sich keinen vertrautern Freund, keinen treuern Rathgeber wünschen, als dieses diskrete u. doch so bereckte Mitglied ihres Sanitäts- und Verschönerungsrathes. Die angegebenen Mittel sind meist erprobt, viele sind unfehlbar und alle gründen sich auf Wissenschaft und Erfahrung. Der Styl ist leicht und sehr faßlich und die dritte Auflage des Werkchens mag schon allein dessen Werth bezeugen. — Der erste Abschnitt handelt von der Schönheit in Bezug auf den weiblichen Körper. Der zweite Abschnitt von den äußern Einflüssen auf weibliche Schönheit und über das Verhalten gegen dieselben: Die Luft, Wohnung, Bekleidung, Nahrung, Bewegung und Beschäftigung, Geistesbeschäftigung und Gemüthsbewegung, Ruhe und Schlaf. Der dritte Abschnitt von der Schönheitspflege im Allgemeinen u. der einzelnen Theile des Körpers: Hautkultur, Pflege der Augen, Zähne, Haupthaare, Füße, von den Nädern. Der vierte Abschnitt von den verschiedenen Toilettegegenständen und andern zur Erhöhung der Schönheit und Erhaltung der Gesundheit nöthigen Dingen: Waschmittel, Schminke, Salben, Pomaden, Pasten, Pulver, Seifen, Parfüm oder Räucherwerk. Der fünfte Abschnitt endlich ist ein Rathgeber für die verschiedenen Verhältnisse der Damen als Mütter. — Druck und Papier sind sehr gefällig.

Benefize-Anzeige. (Ofen.) Montag, den 6. November, zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Franz Thomé, zum Erstenmale: „Der Mann mit der eisernen Maske“, historisches Gemälde in fünf Abtheilungen. Nach dem Französischen. Die Bellefheit des geschätzten Benefizianten, so wie der anerkannte Werth des von ihm gewählten Stückes, lassen mit Recht eine reiche Theilnahme erwarten.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 22.

Halbjähriger Preis 4. fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. W. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Wien (Festung, außerhalb des Wasserthors) in E. Millers und F. Tomasas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.